

Daniela Böhle
SCHMETTERLINGE AUS MARZIPAN



Daniela Böhle (Jahrgang 1970) stammt aus Köln und lebt seit 1999 mit zwei Kindern in Berlin. Nach einem Kunstgeschichtsstudium und einem medizinischen Staatsexamen arbeitet sie heute beim Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt. Sie schreibt Romane, Kurzgeschichten und Hörspiele.

Bei Satyr sind von ihr erschienen:

- *Amokanrufbeantworter* (Geschichten: 2005)
- *Mein bisher bestes Jahr – Wer vorher nachdenkt, verpasst 'ne Menge* (Jugendbuch: 2016)
- *Überlebenstraining* (Roman, 2022)

DANIELA BÖHLE

SCHMETTERLINGE AUS MARZIPAN

ROMAN

**SATYR
VERLAG**

*Für meine Großmutter, die mir die Liebe fürs Backen mitgegeben
hat, und für Meret, die den Staffelstab weiterträgt*

Neuausgabe Januar 2023

Die Originalausgabe erschien 2019 im Deutschen Taschenbuch Verlag dtv.

© Daniela Böhle 2019
www.satyr-verlag.de

Coverfoto: Susanne M. Riedel
Druck: AALEXX Druck Produktion, Großburgwedel

Der Druck dieses Buches erfolgte CO₂-neutral. Auf eine Folienkaschierung des Covers wurde ebenso verzichtet wie auf das einzelne Einschweißen des Buches.

Die Marke »Satyr Verlag« ist eingetragen auf den Verlagsgründer Peter Maassen.

ISBN: 978-3-947106-92-9

KIRSTENS REZEPT

Es gibt so viele Theorien darüber, wie lange man braucht, um über eine Trennung hinwegzukommen. Ein Jahr. Bis man jemand anderen kennengelernt hat. Genauso lang, wie man zusammen gewesen ist. Ich weiß nicht, wer diese letzte These aufgestellt hat, aber ich bin sicher, dass es ein Sadist war.

Seit ich aus unserem gemeinsamen Haus ausgezogen war – als mäßig bezahlte Krankenhaussekretärin hätte ich Christoph nie auszahlen und zum Auszug zwingen können –, war ein gutes Jahr vergangen, aber es fühlte sich an, als wäre es gestern oder höchstens letzte Woche gewesen. Ich war sicher, für Kirsten fühlte es sich länger an. Sie ist meine beste Freundin und hat mein Gejammer vom ersten Tag an ertragen.

Gerade als ich dachte, ich wäre es Kirsten schuldig, nicht erst in siebzehn Jahren mit dem Geheule fertig zu sein, sagte sie: »Ich muss dir was beichten.«

Wir saßen in unserem Wohnzimmer, in Leonhards und meinem, und Kirsten versuchte seit zwei Stunden, mich zu einer Freitagabendbeschäftigung aus der Wohnung zu locken. Leonhard war zu alt, als dass »Ich muss auf meinen Sohn aufpassen« noch ziehen würde, trotzdem fielen mir seit zwei Stunden Ausreden ein. Es war nicht das erste Wochenende, an dem Kirsten sich anhören musste, dass ich mir nicht die Beine rasiert hatte, nicht die Augenbrauen gezupft, dass ich müde war, mir alternativ das linke, das rechte Knie oder beide wehtaten, dass ich ein gutes Buch lesen wollte. Meist endeten diese Abende damit, dass ich heulte, weil ich mich nur vergraben wollte, und gleichzeitig platzte vor Sehnsucht nach einem unbeschwerten Abend. Aber wie sollte ich jemals wieder einen unbeschwerten

Abend verbringen, wenn ich so herzlos gegen eine jüngere, schönere, schlankere Frau ausgetauscht werden konnte? Das war meist der Moment, in dem Kirsten kapitulierte. Dann sahen wir uns irgendeinen Mist im Fernsehen an, den man nur gemeinsam ertrug, ohne überzuschnappen, oder sie ließ mich mit einem Buch allein. Und danach stand ich den halben Abend auf meinem Crosstrainer, um mich am nächsten Wochenende endlich schlank und schön und begehrenswert zu fühlen und mit Kirsten die Stadt unsicher zu machen. Aber im Grunde meines Herzens glaubte ich nicht daran, dass dieses Wochenende jemals kommen würde.

»Was beichten?«, fragte ich. Ich fühlte mich sehr bang. Ich wollte nicht wirklich etwas wissen, was Kirsten mir beichten musste.

»Ich habe dich bei Doublecheck angemeldet, dieser Partnerbörse im Internet.«

Damit fing alles an. Es fing nicht an, als mich Christoph betrog oder als ich ihn dabei erwischte. Es fing nicht an, als ich mit unserem Sohn auszog. Damit endete etwas, sogar eine ganze Menge. Aber es war Kirstens Anmeldung, mit der die Geschichte anfang, die ich meine Geschichte nennen kann.

GNOCCHI

Mein Weg zur Arbeit war kürzer geworden, seit ich mit Leonhard ausgezogen war. Dafür bekam ich in der U-Bahn meist keinen Sitzplatz mehr.

Ich war schon viele Jahre Chefsekretärin, aber ich mochte es immer noch, auf dem Weg zur chirurgischen Station durch das hohe Steintor das Krankenhausgelände zu betreten. Nach dem Straßenlärm, der um den Platz vor dem Tor toste, war es dort ruhig wie in einer Kurklinik. Mit mir strömten wie jeden Tag Besucher und Angestellte durch das Tor, alle schweigsam und in morgendlicher Eile. Ich nickte dem Pförtner zu, der in dem breiten Durchgang seine Kabine hatte, und steuerte auf das Gebäude der chirurgischen Abteilung zu, das etwa hundert Meter die Allee hinunter auf der rechten Seite lag. Dort hatte ich mein Büro, das Vorzimmer von Professor Wolff, mit zwei f. Der Nebeneingang führte zur Ambulanz, dahin brachten die Krankenvagen die Notfälle, doch jenseits des Haupteingangs spürte man nichts von Hektik und Lebensgefahr. Ich nahm die Treppe zum ersten Stock.

»Guten Morgen!« Cindy aus der Buchhaltung grüßte immer so verblüfft, als würde sie morgens um acht noch nicht mit anderen Menschen rechnen.

»Hallo Cindy«, entgegnete ich und bog in mein Büro ab.

Professor Wolff war bereits in seinem Büro gewesen, denn auf meinem Schreibtisch lagen einige Zettel. Ich setzte mich und überflog sie, während ich den Computer startete. Eine der Nachrichten stammte von Dr. Burkhard-Stegemann, dem momentan einzigen Oberarzt der Abteilung. Ich spürte, wie sich mein Nacken verspannte. Ihm konnte man es schwer recht machen, und

mir schien das noch schwerer zu fallen als anderen. »Abtippen. B-S« stand auf dem Post-it, das an einer Minikassette aus seinem Diktafon klebte. Die Wörter Bitte und Danke schienen ihm gänzlich unbekannt. Obwohl er nicht mein Chef war, würde ich seine Kassette wie immer als erste abtippen, aus Angst vor einem Wutausbruch. Ich verachtete mich für diese Angst, das ließ sie aber leider nicht verschwinden. Burkhard-Stegemann wurde nicht laut, wenn er sich ärgerte, er wurde gemein. Am besten war es, sich so weit wie möglich von ihm fernzuhalten. Normalerweise wäre ich als Chefsekretärin gar nicht zuständig für ihn, aber er hatte Professor Wolff erklärt, er sei kein Assistenzarzt und könne daher auch nicht die Schreibkraft der Assistenten nutzen. In ungefähr diesen Worten hatte es Professor Wolff an mich weitergegeben und mich dabei nicht ansehen können. Seitdem war ich Chef-und-Oberarzt-Sekretärin und den Launen von Burkhard-Stegemann ausgeliefert.

Nachdem ich drei der Zettel abgearbeitet hatte und mich gerade an die Minikassette machen wollte, betrat Professor Wolff mit schnellen Schritten mein Zimmer, hinter dem das seine lag.

»Guten Morgen«, grüßte er zerstreut und ich grüßte zurück. Die Besprechung war ebenso vorüber wie die Visite, sagte mir ein Blick auf die Uhr. Donnerstags begann sein Operationsprogramm später. »Die Seminarunterlagen liegen auf Ihrem Tisch«, sagte ich, »und die Zahlen habe ich Ihnen rausgesucht.«

Er sah mich überrascht an und ich musste lächeln. Inzwischen arbeitete ich schon so viele Jahre für ihn und er konnte mich für erledigte Arbeiten immer noch ansehen, als hätte mich das Christkind gebracht. Burkhard-Stegemann begegnete ich an diesem Tag nur kurz, als er in großer Eile seine Briefe aus seinem Fach holte. Ich hakte diesen Tag als guten Tag ab.

Auf dem Weg nach Hause kaufte ich für meinen Sohn und mich Gemüse und eine Packung eingeschweißter Gnocchi zum Abendessen. Leonhard war nicht zu Hause, als ich unsere ge-

meinsame Wohnung betrat. Seit ich mit Leonhard aus unserem Haus ausgezogen war, musste ich mit Platz ökonomisch umgehen. Wir hatten drei Zimmer – ein Zimmer für Leonhard, ein Zimmer für mich und ein Wohnzimmer. In die Küche passte gerade mal ein Tisch für zwei Personen, wir konnten also keinen Besuch bekommen, der zum Essen blieb, oder wir mussten Snacks auf dem Sofa anbieten.

Da Christoph in unserem Haus wohnen bleiben wollte, hatte er mich zur Scheidung abfinden müssen. Einen Großteil der Summe habe ich auf die hohe Kante gelegt und vom Rest unsere neue Einrichtung gekauft. Leonhard und ich waren gemeinsam zu Ikea gefahren. Dort hatte ich mich seit der Scheidung zum ersten Mal vielleicht nicht gerade glücklich, aber doch zufrieden gefühlt. Christoph hatte am liebsten Möbel aus Holz, hell oder dunkel, und über jede starke Farbe die Nase gerümpft. Deshalb waren meine zusammengewürfelten Billigmöbel allesamt auf dem Sperrmüll gelandet, als wir unser Haus bezogen. Wir waren jetzt erwachsen, wir waren jetzt Eltern, in unsere vier Wände kam nur Echtholz.

Ehe der Möbelwagen kam, um unsere restlichen Dinge und wenigen Möbel aus dem alten Haus in Leonhards und meine neue Wohnung zu transportieren, hatte ich die neue Küche gelb und den winzigen Flur hellblau gestrichen. »Jetzt fehlen nur noch Fische«, spottete Leonhard. »Meinst Du?«, hatte ich gefragt, als er das mit den Fischen gesagt hatte, und dann waren wir losgezogen, hatten bunte Farbe gekauft und gemeinsam Fische in den Flur gemalt. Sie wurden ziemlich hässlich und wir lachten viel, vielleicht zum ersten Mal, seit Christophs Betrug aufgefliegen war.

Leonhard hatte in den Wochen vor unserem Auszug seine Hausaufgaben lieber in der neuen, leeren Wohnung gemacht. Das Risiko, im Haus seinen Vater zu treffen, ging Leonhard nicht gern ein. Ich hätte mir gewünscht, unseren Sohn aus alledem heraushalten zu können. Kein Kind soll Partei für ein El-

ternteil ergreifen müssen, aber wie hätte das gehen sollen? Auf der einen Seite stand ich und auf der anderen sein Vater und dessen Französin. Ich nannte sie inzwischen sogar hin und wieder Fabienne, wenn ich an sie dachte. Fabienne war schwanger, wie ich von Leonhard wusste. Den Gedanken, ob das Kind demnächst Leonhards Zimmer bekommen würde, versuchte ich mir zu verbieten.

Das erste Möbelstück für Leonhards und meine Wohnung war ein knallrotes Sofa. »Augenkrebs, Mama«, hatte Leonhard bei Ikea gesagt und gegrinst. Ich hatte seinen Arm gedrückt und das rote Sofa ebenso liefern lassen wie einen grasgrünen Küchentisch und einen Wohnzimmerteppich aus bunten Quadraten. Dazu brauchte nicht einmal ich noch einen bunten Couchtisch. Die Quadrate leuchteten unter dem weißen Couchtisch besonders schön.

Während ich nun für Leonhard und mich Gnocchi zum Abendessen kochte, dachte ich an meinen Termin am nächsten Tag. Kirsten hatte behauptet, dass die Partnersuche im Internet mit den Fotos stehe und falle. »Ich kenn da ein Fotostudio, die machen die perfekten Fotos, wirst du sehen«, hatte sie gesagt und hinzugefügt: »Ich hab schon einen Termin gemacht, für Freitag.« Weil ich nicht undankbar sein und weil ich es nicht von vorneherein vermasseln wollte, hatte ich einfach nur genickt und »Okay« gesagt. Mir war es wie eine heroische Tat vorgekommen – mein erster Besuch in einem richtigen, professionellen Fotostudio. In diesem Moment wusste ich noch nicht, dass in den kommenden Wochen und Monaten noch viel heroischere Taten von mir verlangt werden würden.